

Roberto Bizzocchi

Phantastische Genealogien: eine Neubestimmung

- | | | | |
|---|--|---|---------------------------------|
| 1 | Voltaire und die Genealogie | 4 | Traditionelle Genealogie und |
| 2 | Genealogische Geschichtsschreibung
und Funktion der Genealogien | | Wissenschaftlichkeit |
| 3 | Dauerhaftigkeit der Genealogien
und Universalgeschichte | 5 | Neue genealogische Versuchungen |

Riassunto: Le genealogie dei popoli e delle famiglie elaborate nell'Europa di età moderna vengono prevalentemente trattate dagli studiosi in una chiave di storia politica delle idee, con lo scopo di spiegare l'utilità pratica delle opere genealogiche. Tali analisi non mettono in primo piano l'aspetto che è invece al centro di questo saggio: cioè il fatto che i discorsi genealogici sono intessuti di assurdità. Essi mescolano informazioni fededegne, o che tali possono sembrare, a notizie favolose, spesso false, talora ridicole, in una parola „incredibili“. Ciò appare tanto più interessante in quanto questi testi furono composti nei secoli in cui si svilupparono i metodi scientifici applicati alla ricerca storica. Utilizzando suggestioni proposte dall'antropologia culturale, questo saggio propone un approccio in chiave epistemologica che dia conto del significato e della credibilità dei materiali genealogici nel quadro ancora autorevole della *Historia Salutis*, la visione unitaria della storia dell'umanità come fusione fra eredità classica e tradizione biblica.

Abstract: The genealogies of peoples and families developed in Europe during the modern period are prevalently studied by scholars from the perspective of the political history of ideas, with the aim of explaining the practical utility of genealogical works. These analyses do not foreground the aspect that is the focus of this paper: the fact that genealogical discussions are full of absurdities. They mix factual information, or information that may seem credible, with fabulous details, often false, sometimes ridiculous, in a word “incredible”. This is all the more interesting since these texts were composed during the centuries in which scientific methods applied to historical research were developed. Using tools borrowed from cultural anthropology, this paper suggests an epistemological approach that takes into consideration the meaning and credibility of the genealogical materials in the still authoritative framework of the *Historia Salutis*, the unitary vision of human history as a fusion of the classical legacy and Biblical tradition.

Übersetzung von G. Kuck.

1. Im Vorwort zu einem seiner großen Geschichtswerke, die *Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand* (1759), rechnete Voltaire mit der Konstruktion mythischer Ursprünge und legendärer Genealogien ab, die fast jede damalige römische Familie an eine *gens* aus der Epoche des Romulus oder wenig später zurückbanden, während die familiären Wurzeln zahlreicher deutscher Barone bei Arminius gesucht wurden, der seinerseits auf Tuisto zurückgeführt wurde; ferner betrachtete man die russischen Zaren als Nachfahren Attilas und Jafets, stellte man Mohammed in eine Linie mit Abraham usw. Ausgelöst hatte diese Attacke die fast gleichzeitig veröffentlichte *Mémoire dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie égyptienne*, dessen Autor sich doch tatsächlich in die Behauptung verstieg, die Chinesen stammten von den Ägyptern ab. Wie bereits Herodot, erklärte er, sei der Pharao Sesostris III. durch ganz Asien gezogen, um – behauptete er dann rein willkürlich – den Kontinent zu kolonisieren; überdies hätten sowohl die Chinesen als auch die Ägypter Hieroglyphen benutzt, ihre Gesellschaften in Kasten und Stämme gegliedert, die überkommenen Bräuche bewahrt, die Leidenschaft für die Astronomie geteilt und das Laternenfest gekannt. Am Ende stellte er die rhetorische Frage: „Tout cela ne prouve-t-il pas la communication entre les deux Empires?“ Auf jeden Fall könne die Anthroponymie helfen, die möglichen Einwände auch der hartnäckigsten Zweifler zu entkräften, entsprächen die Namen der ersten chinesischen Dynastie bei korrekter Deutung doch sehr genau denen der ersten Pharaonen: Yu sei eindeutig mit Menes gleichzusetzen, und Ki mit Athotis.¹

Platzmangel verbietet es, Voltaires Parodie auf diesen Text zur Gänze wiederzugeben. Es sei nur angedeutet, daß die genealogische Geschichtsschreibung, mit der die Familien ihre antiken, sie adelnden Stammväter identifizierten, hier auf brillante Weise karikiert wird; als allgemeiner Hintergrund dienen dabei die Ursprungsmythen von Ländern, Völkern und Kulturen wie eben die Phantastereien über die ägyptische Herkunft der Chinesen, die – wie wir soeben gesehen haben – auf so entwaffnende Weise belegt worden ist. In Anlehnung an Voltaire erlaube ich mir, von Phantastereien zu sprechen, auch wenn es sich beim Autor jener Schrift keineswegs um einen komischen Kauz und Sonderling handelt, sondern um einen der angesehensten Orientalisten des 18. Jahrhunderts, nämlich um Joseph de Guignes, Professor am Collège de France, offizieller königlicher Dolmetscher für die orientalischen Sprachen, Mitglied der Londoner Royal Society und der Pariser Académie des Inscriptions et Belles Lettres, wo er auch öffentlich aus seinem Werk vortrug.² Der eklatante Wider-

1 Joseph de Guignes, *Mémoire dans lequel on prouve, que les Chinois sont une colonie égyptienne*, Paris 1759, insbesondere S. 9, 13–14, 75 f.

2 Über die positiven Leistungen Guignes' mit Blick auf sein gesamtes Lebenswerk vgl. R. Minuti, *Oriente barbarico e storiografia settecentesca. Rappresentazioni della storia dei Tartari nella cultura francese del XVIII secolo*, Venezia 1994, S. 141–189, und J. G. A. Pocock, *Barbarism and Religion*, Bd. II: *Narratives of Civil Government*, Cambridge 1999, S. 113–117, in direkter Auseinandersetzung mit Voltaire.

spruch zwischen seinem wissenschaftlichen Ruf und seinen Überzeugungen ruft eine Reihe hochinteressanter Fragen hervor, welche im übrigen für viele andere geachtete Autoren gelten, die sich an phantastischen Ursprungslegenden von Ländern, Völkern und Familien versuchten.

Aus jenem Autorenkreis seien nur zwei hochangesehene Vertreter genannt. Der Humanist und offizielle Historiker des Herzogtums Bayern, Johann Georg Tumair (Aventinus), führte in seinen zwischen 1519 und 1521 verfaßten, 1554 posthum veröffentlichten *Annales Boiorum* das deutsche Königsgeschlecht auf den von Noah nach Europa entsandten Tuisto und die Herzöge von Bayern, das Haus Scheyern-Wittelsbach, auf eine gleichermaßen antike „gens Schira“ zurück.³ Und der Literat Giovanni Battista Pigna aus Ferrara veröffentlichte 1570 unter der Schirmherrschaft des fürstlichen Hofes eine glänzend ausgestattete *Historia de Principi di Este*, die dem Papst, dem Kaiser und verschiedenen Fürsten überreicht und ins Lateinische und Deutsche übersetzt wurde. Darin benannte er Caius Atius, einen Angehörigen jener *gens Atia*, deren Begründer Atius Neus „Romulus ein Denkmal errichtete“, als den Stammvater des Hauses Este; über dessen Nachkommen, die sich während der Kaiserzeit in der antiken troianischen Kolonie Ateste niedergelassen hatten – woraus dann aufgrund des Sprachwandels Este geworden sei – zog er eine ununterbrochene Generationslinie bis hin zu den frühneuzeitlichen Herzögen von Ferrara.⁴ Anstatt nun mit einer Reihe von Beispielen aufzuwarten – es gäbe derer unzählige auch aus berufener Feder –, sei hier das Urteil wiedergegeben, mit dem Voltaire seine Parodie auf Guignes abschloss und das der Blick in eine große Anzahl von im weitesten Sinne genealogischen Werken, die sich in den damaligen Repertorien finden, bestätigt: „L’histoire a été longtemps écrite dans ce goût“.⁵

2. Man mag es als eine Provokation auffassen, wenn hier ein Zugriff auf die frühneuzeitliche genealogische Geschichtsschreibung im Namen und aus dem Blickwinkel eines Kritikers gewählt wird, der sie am meisten verhöhnte, aber das geschieht aus bewußtem Kalkül. Ich greife hier ein Thema wieder auf, mit dem ich mich bereits vor über zwanzig Jahren befaßt hatte.⁶ Das hat nun nichts mit Starrsinn zu tun; der Grund liegt vielmehr darin, daß viele Fachkollegen zwar weiterhin – was nachvoll-

3 Ioannis Aventini Viri Cl. Annalium Boiorum, sive Veteris Germaniae, libri VII, Francofurti, impensis Ludovici Regis 1627, S. 6, 400.

4 *Historia de Principi di Este* di Gio. Batt. Pigna a Donno Alfonso secondo Duca di Ferrara, Ferrara, appresso Francesco Rossi stampator ducale 1570, S. 1–74.

5 Voltaire, *Histoire de l’empire de Russie sous Pierre le Grand*, éd. M. Mervaud, Oxford 1999, S. 396. Nützlich ist das Repertorium von Nicolas Lenglet du Fresnoy, *Methode pour etudier l’Histoire, avec un Catalogue des principaux historiens*, Paris, chez Pierre Gandouin 1729 (mit einem *Supplement* von 1741).

6 R. Bizzocchi, *Genealogie incredibili. Scritti di storia nell’Europa moderna*, Bologna 1995 (2. Aufl. mit Nachwort 2009, franz. Übersetzung Éditions Rue d’Ulm 2010).

ziehbar ist – unter verdienstvollem Aufwand wichtige Aspekte und zahlreiche Inhalte jener Geschichtsschreibung vertieft und dabei exzellente Ergebnisse erzielt haben, gleichzeitig aber die unmittelbar in die Augen springende Tatsache übersahen, daß sie auch eine Reihe von Aussagen enthält, die uns heute als absoluter Unsinn erscheinen. Gerade daran stieß sich Voltaire mit Blick auf die genealogischen Rekonstruktionen, auch wenn es heute für diejenigen, die seine Reaktion teilen, nicht so sehr darum geht, sie zu bekämpfen, sondern vielmehr darum, sie zu verstehen. Nur wenn ihr phantastischer Charakter zur zentralen Fragestellung erhoben wird, können sie als Gesamtkomplex in einer europäischen und epochenübergreifenden Perspektive untersucht werden. Andernfalls muß man sich an die Einzelheiten halten und monographische Studien für jedes Gebiet und jeden Zeitabschnitt, wenn nicht für jedes einzelne Werk schreiben – eben einen Weg wählen, der verdienstvollerweise schon lange mehr oder weniger überall besritten wird (auch wenn, das sei eingeräumt, in Italien dazu zwar nicht weniger gut, aber doch weniger als anderswo gearbeitet wird).

Ich werde hier nicht einmal in Umrissen die Ergebnisse zusammenfassen, die zwischenzeitlich von anderen Wissenschaftlern in zwanzig Jahren positivistischer Forschungsarbeit zu den Genealogien zusammengetragen worden sind, und zwar nicht nur deshalb, weil mir nicht genügend Platz zur Verfügung steht, sondern auch, weil es nicht meinen Zielsetzungen entspräche. Immerhin seien zumindest die wichtigsten Themenfelder vorgestellt, die von wissenschaftlichen Analysen angemessen ausgeleuchtet worden sind. Ich beschränke mich allerdings auf eine bloße Auflistung und verzichte darauf, Beispiele und entsprechende Literaturverweise anzuführen – mit Ausnahme der jüngst erschienenen kenntnisreichen Synthese, die auf den jeweiligen aktuellen Forschungsstand in den verschiedenen europäischen Ländern eingeht.⁷

Eine Genealogie mochte dazu dienen, das Recht auf politische Kontrolle über ein Territorium einzufordern: eine regierende bzw. auf jeden Fall unabhängige Dynastie verwies damit auf ihre weit in der Vergangenheit erfolgte Investitur und auf ihre Abstammung von früheren Herrschern. Ferner erhielten die Ansprüche einen sakralen Mantel, wenn die Gründungslinie auch einen Heiligen, einen Mönch oder einen Bischof aufwies. Nach der Reformation mochte eine Genealogie auch einen klar erkennbaren religiösen Charakter annehmen, der zuweilen ebenso deutliche ethnische Implikationen besaß, denn die Abkunft von einem römischen oder einem germanischen Stammvater hatte mittlerweile eine entscheidende semantische Tiefendimension erlangt. Sie mochte die ‚Reinheit‘ einer Familie proklamieren, vor allem dann, wenn in der Vergangenheit ein traumatisches Ereignis das von den Vorfahren ererbte Blut verunreinigt hatte. Sie mochte begründen, warum bestimmte adlige Häuser eine Funktion am Hof ausübten, einem Stadtrat angehörten oder in einen

⁷ L'opération généalogique. Cultures et pratiques européennes, XVe–XVIIIe siècle, sous la direction de O. Rouchon, Rennes 2014.

Ritterorden aufgenommen wurden, oder die Bestrebungen derjenigen unterstützen, denen diese Vorrechte noch vorenthalten waren, die aber genug Geld angehäuft und Macht errungen hatten, um hoffen zu dürfen, in ihren Genuß zu kommen.

Selbstverständlich ließe sich diese Liste noch in vielfältiger Hinsicht verlängern. Mir geht es jedoch vor allem darum hervorzuheben, daß zahlreiche, vielleicht sogar die Mehrzahl der in der Frühneuzeit geschriebenen, veröffentlichten oder wie auch immer zirkulierenden Genealogien die soeben benannten Aufgaben erfüllten und den chronologischen Bogen ihrer historischen Konstruktionen ins Unermeßliche spannten. Wer Abstammungen von der Art einer *gens* Schira oder Atia geltend machte, ging weit über die Erfordernisse rein instrumenteller Zielsetzungen hinaus, denn so viel war gar nicht ‚nötig‘, um ein Recht auf Regierungsmacht einzufordern oder sich mit einem Adelstitel auszusmücken und die damit verbundenen Privilegien zu genießen. Im Gegenteil, das war völlig überzogen, und daraus ergeben sich meiner Meinung nach unausweichliche Interpretationsprobleme. Die durchaus nachvollziehbare Erklärung, daß die von Turmair und Pigna verfaßten Genealogien der Wittelsbacher oder der Este der Legitimation ihrer Macht dienten, greift nämlich zu kurz, löst es doch Heiterkeit aus (auch im zweitgenannten Fall), wenn die Wurzeln bis auf Noah bzw. auf einen Freund Romulus' zurückgeführt werden; aus einem positivistischen Blickwinkel schießen diese Genealogien nicht nur über das Ziel hinaus, sie laufen auch Gefahr, kontraproduktiv zu sein. Aus welchem Grund nur sollte man seine Ansprüche durch Konstruktionen legitimieren, die bei Freund und Feind Gelächter hervorriefen? Genau deshalb halte ich es für notwendig, die vorherrschende objektivistische Betrachtung der Genealogien aus einer politisch-kulturellen Perspektive durch einen epistemologischen Ansatz zu ergänzen, der sich mit deren Sinn und Glaubwürdigkeit befaßt.

Natürlich läßt sich die Verbreitung alberner Genealogien – wie es in der Tat auch geschehen ist – im traditionellen Rahmen einer Ideengeschichte und Geschichte der Beziehungen zwischen den Intellektuellen und der Macht erklären: Wer die Macht bzw. auf jeden Fall Geld hat, vergibt und bezahlt den Auftrag (und spricht womöglich auch Drohungen aus), und der Literat schreibt. Diese einerseits nun durchaus schlüssige, folgerichtige, auch ziemlich offenkundige Erklärung ist andererseits doch einseitig. Die Beziehungen Turmairs zum bayerischen Hof und Pignas zu den Estensern lassen sich ohne Schwierigkeiten belegen; dasselbe gilt für zahlreiche andere Fälle und ist für weitere denkbar, über deren Hintergründe wir nicht so gut informiert sind. Was feststeht, ist die extreme Überzogenheit dieser genealogisch-archeologischen Konstruktionen, die regelrechten mythischen Erzählungen gleichen, und ein von oben in Auftrag gegebener, teuer bezahlter Mythos, den niemand ernst nimmt, wäre ein Widersinn.

Hilfreich sind in diesem Zusammenhang Wittgensteins Reflexionen über die Wahrheitserkenntnis und insbesondere seine Bemerkungen zu Frazers *Golden Bough*. Frazer hatte eine Reihe von merkwürdigen religiösen Anschauungen als Musterkollektion intellektueller Schwächen zusammengestellt, die im Verlauf des evolutionä-

ren Ausgangs aus der Nacht des Irrtums aufgetreten waren. Ihnen gegenüber arbeitete Wittgenstein klar und überzeugend die Begründungen der Kulturanthropologie heraus, wonach eigenartige Erzählungen nicht als Dummheiten abgetan werden dürfen, vielmehr versucht werden muß, sie in ihrer Sinnhaftigkeit anzuerkennen.⁸ Hier gelangte dann Paul Veyne mit Blick auf ein für die abendländische Kultur fundamentales Gebiet, nämlich die griechische Mythologie, zu eingängigen Ergebnissen. Wie war es möglich, daß in einer Kultur, die doch so reife, aufgeklärte Historiker wie Thukydides und Polybios hervorbrachte, auch das Geschwätz über Herkules oder Theseus, die heroischen Genealogien und die mythischen Gründungen entstehen konnten? Gleichwohl war die antike Kultur von dieser ätiologischen Tendenz auch nach dem Auftreten der Sophisten durchtränkt. Man muß also einräumen, daß es vielfältige Formen und Zusammenhänge von Erkenntnis gibt und die Regeln der Wahrheitssuche dementsprechend veränderlich sind. Aus ätiologischem Blickwinkel ist die Wahrheit ein Ursprung, der – wie ein Personalausweis, der notwendig ist, um sich eher noch seiner selbst zu vergewissern als anderen gegenüber auszuweisen – auf Voraussetzungen gegründet und durch historische Rekonstruktionsprozesse geschaffen werden muß, in denen die in die fernste Zeit zurückreichenden Wurzeln der Gegenwart eine je eigene Sinnhaftigkeit und Glaubwürdigkeit besitzen, wie die Erzählungen aus dem Golden Bough auf ihrem Gebiet.⁹

3. Über tausend Jahre trennen die Antike von der Epoche Turmairs und Pignas, doch manche Dinge dauern. Ich verweise hier nur auf einen Fall, der in engstem Zusammenhang mit den Adelsgenealogien steht, d. h. auf das von Otto Brunner meisterhaft analysierte adlige Landleben.¹⁰ Wenn wir mit Wittgenstein und Veyne davon ausgehen, daß es außer den für sich genommenen Einzelideen auch mentale Rahmen bzw. Denkk Zusammenhänge und ‚Kulturen‘ in einem anthropologischen Sinne gibt, besteht unsere entscheidende Aufgabe darin, die genealogische Kultur in ihrer jahrhundertalten Existenz zu bestimmen. Noch vor dem klassischen Griechenland entstanden, beeinflusste sie das historische Denken der Römer. Diese maßen die Größe des Vaterlands an den Verdiensten seiner herausragendsten, den ältesten und ruhmreichsten Familien angehörnden Bürger; dementsprechend verwundert es nicht, daß man in Livius’ Meistererzählung der Geschichte des Staatswesens die verschiedenen Stränge erkennt, die in den partikularen Privaterinnerungen der einzelnen *gentes* wurzeln.¹¹ Dieser genealogische Ansatz hielt sich in der Kaiserzeit durch und ging nicht einmal

⁸ L. Wittgenstein, Bemerkungen über Frazers „Golden Bough“, in : Ders., *Philosophical occasions, 1912–1951*, ed. by J. C. Klage and A. Nordmann, Indianapolis, Indiana 1993, S. 115–154.

⁹ P. Veyne, *Les Grecs ont-ils cru à leurs mythes?*, Paris 1983.

¹⁰ O. Brunner, *Adeliges Landleben und europäischer Geist*, Salzburg 1949.

¹¹ Vgl. z. B. T. P. Wiseman, *Legendary genealogies in late-republican Rome*, in: *Greece and Rome* 21 (1974), S. 153–164.

im Mittelalter verloren, blühte aber erst in der Renaissance wieder richtig auf, als die Historiker kontinuierlich und voller Ehrfurcht auf die antiken Modelle und insbesondere auf Livius schauten.

Man muß sich des enormen Einflusses bewußt sein, den die antiken Geschichtserzählungen auf die frühneuzeitlichen Genealogien ausübten, insofern sie ihnen mit der Darstellung der Wurzeln der wichtigsten Familien nicht nur ein Paradigma boten, sondern sozusagen gleichzeitig auch die ersten Kapitel zur Herkunft der frühneuzeitlichen Häuser schrieben. 1558 legte der sehr geschätzte und bekannte Antiquar Onofrio Panvinio eine Geschichte der Massimo, einer jungen, aber doch höchst wichtigen Adelsfamilie im damaligen Rom vor. Das Buch trägt den Titel *De Fabiorum familia*, weil der Autor die Dynastie der Massimo auf die antike *gens* der Fabia zurückführte, aus welcher der *cunctator* Quinto Fabio Massimo, der Gegner Hannibals, hervorgegangen sei. Im selben Jahr schloß Panvinio eine Abhandlung zur Anthroponymie der römischen Antike ab, *De antiquis Romanorum nominibus*. Der Ansatz dieses Werkes ist höchst bezeichnend, insofern der Autor sich den Zugang zur Familiengeschichte über eine Analyse der Namen erschloß, und ähnlich ging Fulvio Orsini zwanzig Jahre später in seinem grundlegenden Werk zur Münzkunde vor, dessen Titel nicht *Le monete di Roma*, sondern *Le famiglie romane che si trovano nelle antiche monete* lautete.¹² Überdies zielte Panvinio bei der Rekonstruktion seiner Familiengeschichten darauf, die Kontinuität möglichst tief in der Vergangenheit zu verankern, so beispielsweise im Fall der Iunii Bruti, bei denen es sich um ein plebejisches Adelsgeschlecht aus der Zeit Ciceros und dessen Freundes Pomponius Attikus, eines versierten Genealogen, handelte; Panvinio leitete es allerdings von Brutus her, der Rom ein halbes Jahrtausend zuvor von Tarquinius dem Hochmütigen befreit hatte. Die anthroponymischen Kompetenzen traten hier in den Dienst der Genealogie. In seinem Werk über die Massimo argumentierte Panvinio richtig, daß sich gegenüber dem früheren Modell der *tria nomina* in der Kaiserzeit ein Einnamensystem herausgebildet und eben der Nachname (wie Maxismus) die Oberhand behalten habe: „Multi quoque sub imperatoribus fuerunt Maximi, quos ex antiqua Fabia gente genitos crediderim. Hi relicto, ut nonnumquam usuvenit, gentilicio nomine, loco eius cognomen usurparunt“.¹³ Dadurch war der Weg bereitet, um über die frühmittelalterlichen Nachweise des Namens Massimo zu den spätmittelalterlichen Vorfahren der Zeitgenossen Panvinius zu gelangen.

Die genealogische Kultur ergab sich nicht nur aus der langen Wirkmächtigkeit des klassischen Erbes innerhalb der westlichen Kultur. Die zweite, noch – soweit möglich – wichtigere Wurzel findet sich im Neuen Testament, das mit einer Genea-

¹² *Familiae Romanae quae reperiuntur in antiquis numismatibus ab urbe condita ad tempora divi Augusti ex Bibliotheca Fulvi Ursini, Romae, curantibus heredibus Francisci Tramezini, apud Iosephum de Angelis 1577.*

¹³ Onofrio Panvinio, *De Fabiorum familia*, in: *Spicilegium Romanum IX*, Romae 1843, S. 576.

logie beginnt (*Mathäus*, 1,1–17): Sie führt von Adam bis Christus und legitimiert damit historisch dessen Rolle als Erbe Davids in der Reihe der Könige Judas. Nicht immer sind wir uns dessen bewußt, vielleicht deshalb, weil wir eher mit Paulus bzw. seinen Anhängern übereinstimmen: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“. (*Galater*, 3,28); „nicht Acht haben auf die Fabeln und Geschlechtsregister, die kein Ende haben und eher Fragen aufbringen, als dass sie dem Ratschluss Gottes im Glauben dienen“ (*1. Timotheus*, 1,4). Wie dem auch sei, zumindest seit dem 4. Jahrhundert stärkte die Begegnung des Christentums mit der römischen Welt und ihren Werten nicht nur die historische Legitimation der neuen Religion, sondern festigte auch deren erneuernde Kraft. Die augenfälligsten, zugleich auch maßgeblichsten Beispiele bieten die typischen Paralipsen des hl. Hieronymus, der die Demut der Christgläubigen erst dann pries, nachdem er an Verdienste ganz anderer Art erinnert hatte; so tadelte er im Zusammenhang mit dem Gedenken an seine Freundin Fabiola zunächst diejenigen, die „forsitan scholae memor, Q. Maximum, *Unum qui nobis cunctando restituit rem, et totam Fabiorum gentem proferret in medium: diceret pugnas, describeret praelia, et per tantae nobilitatis gradus Fabiolam venisse iactaret, ut quod in virga non poterat, in radicibus demonstraret*“ (Epistole, 77,2). Hieronymus' Zeitgenosse, Paulinus von Nola, ging direkter vor, als er seine Ehrung der adligen Melania „im Zeichen der Genealogie“ ohne Umschweife im Rückgriff auf das biblische Modell rechtfertigte. Und von hier aus führt eine über tausendjährige Kontinuitätslinie zu Bossuet, der ihn ausdrücklich zitiert und sich in seiner Trauerrede für Henri de Gournay (1658) bei der christlichen Wertschätzung der adligen Genealogie auf ihn bezieht.¹⁴

Mehr noch als diese programmatischen Erklärungen wiegt der enorme Arbeitsaufwand, mit dem man sich insbesondere der Genealogie Christi zuwandte. Abgesehen vom Mathäusevangelium enthält das Neue Testament nach der Darstellung der Taufe bei Lukas (3,23–38) eine weitere Genealogie, die sich von der bereits zitierten nicht nur aufgrund ihrer Perspektive (sie endet in aufsteigender Linie bei Adam), sondern auch durch die Präsenz einiger nicht korrespondierender Vorfahren, darunter Josefs Vater, unterscheidet. Die geistigen Errungenschaften der philosophischen Freigeister, der Vorgänger Voltaires, und die praktischen Auswirkungen der aufklärerischen Schlachten ermöglichen es heute auch den Gläubigen, derartige Diskrepanzen gelassen hinzunehmen: Die Frohe Botschaft sei über die Überlieferungszufälle der Geschichte auf uns gekommen, und in diesem Zusammenhang besäßen die schwankenden Angaben bei einigen Namen nur geringe Bedeutung; die beiden unterschiedlichen Perspektiven hingegen rührten daher, daß Mathäus sich an ein jüdisches Publikum gewandt habe, das alttestamentarische absteigende Genealogien

¹⁴ Jacques-Bénigne Bossuet, *Oraisons funèbres. Panégyriques*, publiés par B. Vêlat, Paris 1936, S. 27–33.

gewohnt war und auf den Bezug zu König David Wert legte, während der Heide Lukas eher mit den aufsteigenden Abstammungslinien der griechischen Helden vertraut gewesen sei und möglicherweise mit einem ausschließlich jüdischen Stammvater wie Adam unzufrieden gewesen wäre.

Diese gelassene Hinnahme ist allerdings recht modern: Über fast zwei Jahrtausende haben sich die Exegeten abgemüht, eine Erklärung für den Gegensatz zwischen den beiden heiligen, gleichermaßen über jeden Falschheitsverdacht erhabenen Texten in einer so zentralen Frage zu finden und ihn objektiv aufzuheben. Daraus sind eine Unzahl von Schriften und Vorschlägen hervorgegangen, die im wesentlichen zwei Interpretationslinien gehorchten. Die eine, die mit Eusebius von Caesarea im 4. Jahrhundert einsetzte und lange vorherrschte, gründet in der spitzfindigen Argumentation, daß die beiden Evangelien sich überhaupt nicht widersprächen, weil Mathäus sich auf die leibliche Genealogie Christi konzentriere, während Lukas die legale Seite im Auge habe. Die spätere zweite Linie, die auf den Fälscher Annius von Viterbo vom Ende des 15. Jahrhunderts zurückgeht, war nicht weniger erfolgreich; nach Annius mußte nichts miteinander in Einklang gebracht werden, weil Mathäus eine leibliche Genealogie Christi, Lukas hingegen eine leibliche Genealogie Marias entwickelt habe. Das Echo, das der durch eine nicht minder ausgeklügelte Argumentation gestützte Stammbaum der Gottesmutter gefunden hat, ist um so interessanter, als er vollständig in den Blutsbeziehungen und in der genetischen Herkunft verankert war, wobei die Bedeutung Marias besonders herausgestellt wird.¹⁵ Aus dieser Orientierung ging dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die exorbitante Erklärung des Pariser Erzbischofs Hyacinthe-Louis de Quélen hervor: „Non seulement Jésus-Christ était fils de Dieu, mais encore issu d'excellente famille du côté de sa mère“.¹⁶

Der Befund, daß es sich bei der Äußerung des Bischofs um einen Schnitzer handelte, sollte jedoch nicht den Blick darauf verstellen, wie wichtig die Diskussion über die Genealogie Christi als spezifisch historisches Faktum in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen europäischen Kultur war. Mehr noch: Jene Liste der Vorfahren wurde nicht nur als solche untersucht und verehrt, sondern auch als tragender Pfeiler zur Rekonstruktion der Universalgeschichte eingesetzt. Das zeigt sich am paradigmatischen Werk *Compendium historiae in genealogia Christi* von Pierre de Poitiers, dem Kanzler der Pariser Universität um 1200; es handelt sich dabei um eine Menschheitsgeschichte, die die jeweilige Geschichte der verschiedenen Völker synchronisierend synthetisiert und – wie bereits aus dem Titel hervorgeht – das Erzählmaterial tatsächlich entsprechend der unterschiedlichen Stufen organisiert, aus denen sich Jesus'

¹⁵ Da ich hier nicht auf Einzelheiten und Erklärungen eingehen kann, verweise ich auf meine oben zitierte Arbeit, S. 118–128. Auch die jüngere Literatur zum Thema ist reichhaltig; vgl. zuletzt P. Payan in *L'opération généalogique* (wie Anm. 7).

¹⁶ G. Bechtel/J.-C. Carrière, *Dictionnaire de la bêtise et des erreurs de jugement*, Paris 1991, S. 226.

Ahnentafel zusammensetzt.¹⁷ Dieser Ansatz schöpft aus hoch angesehenen Quellen, d. h. aus der vom hl. Hieronymus im *Chronicon* entwickelten synkretistischen Chronologie und der vom hl. Augustin in *De civitate Dei* vorgenommenen Zusammenführung von klassischer und christlich-jüdischer Tradition.

Der hohen Wertschätzung entsprach eine langanhaltende Wirkung, die mit der Dauerhaftigkeit des von Brunner beschriebenen adligen Landlebens zumindest gleichzog. Auch wenn Guignes' Eifer, Chinesen und Ägypter zusammenzubringen, zweifellos eine Extrem- und Spätform der Vision von der Einheit der Menschheit ausdrückte, darf man nicht vergessen, daß sein Versuch noch der Meisterlehre des agostinischen Universalismus einen gewissen Tribut zollte, wobei die mediterrane Welt durch einen jüngeren, weiter ausgreifenden Raumhorizont aktualisiert wurde. Jener Universalismus hatte indes zahlreiche Hürden fast schadlos genommen, darunter – neben den geographischen Entdeckungen – den Humanismus und die Reformation. Als der florentinische Buchhändler Vespasiano da Bisticci 1449 die Frage stellte, wer denn älter sei, Homer oder Moses, spottete der große Humanist Giannozzo Manetti nicht etwa, sondern antwortete unter Berufung auf Hieronymus' *Chronicon* mit langen gelehrten Ausführungen, daß dem jüdischen Patriarchen der Vorrang gebühre: er sei „ungefähr 3600 Jahre nach Erschaffung der Welt“ geboren, und „von dessen Geburt bis zur Zerstörung Trojas sind es ungefähr 410 Jahre“.¹⁸ Zwinglis Neffe, der ebenfalls Ulrich hieß, ließ Pierre de Poitiers' *Compendium* 1592 in Basel zur Stützung seiner eigenen Universalgeschichte drucken, die großenteils auf Melanchthon und den Magdeburger Centurien beruhte und von heftigsten Angriffen auf die römische Kirche durchzogen war. Die Genealogie Christi – so argumentierte Zwingli zu Beginn ganz im Geist des Compendiums – sei der Königsweg, um die Manifestation Gottes und den christlichen Sinn der Geschichte, aber auch die Weiterführung des „samen Abraham et Davidis“ in Jesus, die Kongruenz der beiden unterschiedlichen Genealogien „apud Matthaeum et Lucam“ und schließlich die „origines multarum gentium“ zu verstehen.¹⁹

Jede historische Epoche oder, besser, jede historische Kultur folgt ihren eigenen Ordnungsschemata und allgemeinen Periodisierungsmodellen, auf die heute ausdrücklich Bezug genommen wird. Bevor Voltaire das moderne Periodisierungskonzept überhaupt erst entwickelte und damit den Grund für unsere heutigen Lehrbücher in ihrer typischen Vielförmigkeit legte, gab es nur eine einzige vorherrschende Geschichtsidee – sozusagen eine einzige Lehrdoktrin –, die *Historia Salutis*, d. h. die

¹⁷ Eine Beschreibung vgl. in W. H. Monroe, A Roll-manuscript of Peter of Poitiers' *Compendium*, in: *Bulletin of the Cleveland Museum of Art* 65 (1978), S. 92–107.

¹⁸ Vgl. den Text in G. M. Cagni, *Vespasiano da Bisticci e il suo epistolario*, Roma 1969, S. 123.

¹⁹ M. Petri Pictavensis *Galli Genealogia et Chronologia Sanctorum Patrum ... continuata ab Hulderico Zvinglio Iunior*, Basileae, per Leonhardum Ostenium 1592, S. 15.

Geschichte als Heilsgeschichte in Jesus Christus.²⁰ Diese Lehrdoktrin hatten der hl. Augustin und der hl. Hieronymus, Pierre de Poitiers, Zwingli und Bossuet entworfen und benutzt. Sie ruht auf der Überzeugung, daß der Geschichte ein der Vorsehung entsprechender Sinn innewohnt, so daß sie sich nicht in fragmentierten Zufallsereignissen verläuft, sondern einem einheitlichen Plan folgt und aus einem solchen Blickwinkel betrachtet werden muß; das einzig wirklich bedeutsame Zeitmaß bildete dabei die Inkarnation (auch wenn man weiteren weniger relevanten Zeitmaßeinheiten ein gewisses Gewicht beimessen kann). Diese Idee, die über tausend Jahre volle, fast gänzlich unangefochtene Geltung besaß, ließ sich nicht nur mit einer genealogischen Geschichtskonzeption in Einklang bringen, machte vielmehr die Geschichte selbst zu einer Genealogie, wie sich bei Pierre de Poitiers deutlicher als bei anderen zeigte, zu einer Geschichte der „origines gentium“, d. h. zu einer Geschichte des Ursprungs von Völkern und Geschlechtern nach der Doppelbedeutung der lateinischen *gens*.

Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Genealogien, die wir mit Voltaire unglaublich lächerlich finden, die in ihrem damaligen kulturellen Kontext – wie Wittgenstein uns lehrt – aber keineswegs diesen Eindruck erweckten, fügten sich also in eine Idee von Universalgeschichte ein, die sie auf ganz natürliche Weise als Ergänzungen und Spezifizierungen eines bereits auf lange Dauer angelegten, auf die Legitimierung der Macht in der Zeit ausgerichteten Rekonstruktionsdiskurses in sich aufnahm. Das Bewußtsein vom Kontinuitätsbruch, das mit unserer voltairischen Geschichtsauffassung unabdingbar verbunden ist, war mit der *Historia Salutis* unvereinbar, die tendenziell ja ihrerseits die genealogische Verkettung bis zu den ersten Anfängen hin zuließ, ja erheischte. Aus einem solchen Blickwinkel müssen wir unseren Vorgängern, die unermüdlich nach den Wurzeln der *gens* Atia oder Schira suchten bzw. ähnlich schwindelerregende Ziele verfolgten, das nicht unbedingt erhebende Verdienst zusprechen, eine unbeirrbar Kohärenz an den Tag gelegt zu haben.

4. Ein weiteres wichtiges Problem rundet den Diskurs über die Glaubwürdigkeit der in der Frühneuzeit aufblühenden Genealogien ab. Die Historiographiehistoriker lehren uns, daß die moderne Geschichtsschreibung genau in jener Epoche zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert entstand: modern in dem prägnanten Sinn von wissenschaftlich und quellengestützt, so wie wir heute vorgehen. In einem einflußreichen Artikel führte Arnaldo Momigliano ihre Entstehung auf die Unterscheidung – zu der die Gelehrten damals durch das Studium der antiken Welt inspiriert worden waren – zwischen den Sekundärquellen, d. h. literarischen Darstellungen, einerseits und den Primärquellen, d. h. Dokumenten und Inschriften, Pergamenten und anderem Archivmaterial andererseits zurück. Die neue Wissenschaftlichkeit ergab sich also aus einer

²⁰ Grundlegend dazu R. Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, und weiterhin W. Kaegi, *Voltaire und der Zerfall des christlichen Geschichtsbildes*, in: Ders., *Historische Meditationen*, Zürich 1942, S. 221–248.

Aufwertung der Primärquellen und ihrem Vorrang gegenüber den Sekundärquellen.²¹ Das hatte zur Folge, daß im 16. und 17. Jahrhundert vor allem die gedruckten historischen Werke mit umfangreichen Apparaten und Verzeichnissen, mit Textanhängen und Fußnoten versehen wurden, so daß sich sowohl inhaltlich als auch äußerlich jener Typus von Geschichtsmonographie herauszubilden begann, wie wir ihn heute kennen.²² Interessant ist, daß dies für die meisten, auch die gewagtesten historisch-genealogischen Arbeiten gilt, die nun mit Quellenverweisen zur Begründung phantastischer Inhalte ausgestattet wurden. Daraus ergab sich ein für unser heutiges historisches Empfinden untragbares Spannungsverhältnis zwischen der wissenschaftlichen Forschung und den mythischen Ursprüngen.

Greifen wir zur Veranschaulichung auf die *Historia de Principi di Este* (1570) Giovanni Battista Pignas zurück. Die Abstammung des Hauses Este von der *gens Atia* wird hier nicht einfach behauptet, sondern mit einem Verweis auf einige noch heute vorhandene Grabinschriften versehen. Auf ihrer Grundlage brachte Pigna eine frühmittelalterliche Atestia mit den Azia und mit Tiberio Azio aus der späten Kaiserzeit zusammen, die im Gebiet zwischen der Emilia und dem Veneto siedelten, genau dort, wo die Este sich anfänglich niedergelassen hatten. Auch die Linie, die Onofrio Panvinio zwischen den Massimo und den Fabi zog, wurde mit zwei Inschriften aus den Jahren 1012 und 522 belegt. Zwei weitere Beispiele aus einem reichlich zur Verfügung stehenden Fundus mögen genügen. Die spanischen Avalos, die vom 15. Jahrhundert an in Süditalien eine wichtige Rolle spielten, führte man auf Sanctius Avalus di Calahorra zurück, weil dieser einer Inschrift zufolge im Beisein von Marcus Attilius Regulus begraben worden sei; und die florentinische Familie der Altoviti fand mit Furius Camillus Altovita nach einer Grabinschrift ebenfalls einen wirklich sensationellen Ahnherrn.²³

Selbstverständlich handelt es sich dabei um Fälschungen, die als solche auch erkannt werden müssen bzw. – seinerzeit – mußten. Aber es geht nicht nur darum, die Waffen der Quellenkritik zu schärfen und den Machenschaften der Fälscher das ethische Bemühen der ernsthaften Gelehrten um Aufdeckung ihrer Missetaten entgegenzusetzen, wie ein illustrier Verfechter von Momiglianos Positivismus in diesem Zusammenhang überzeugend eingefordert hat.²⁴ Ein gefälschtes Dokument zu erkennen, war nicht immer einfach, lag auch nicht immer auf der Hand, und nicht in jedem Fall fiel das Urteil einstimmig aus. Selbst heute hat sich die Lage trotz der zahlreichen, schnell verfügbaren Informationsquellen nicht unbedingt geändert. Für

²¹ A. Momigliano, Ancient history and the antiquarian, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 13 (1950), S. 285–315.

²² Vgl. A. Grafton, *The footnote: a curious history*, Cambridge 1997.

²³ Diese Fälle habe ich näher untersucht in R. Bizzocchi, À propos d'inscriptions apparaissant à point nommé (Italie, XVIe siècle), in: *Les historiographes en Europe de la fin du Moyen Âge à la Révolution*, sous la direction de C. Grell, Paris 2006, S. 263–275.

²⁴ A. Grafton, *Forgers and critics: creativity and duplicity in western scholarship*, Princeton 1990.

die Frühneuzeit und angesichts eines intellektuellen Klimas, das von einer antiquarischen Leidenschaft geprägt war, an der Fälscher und Nichtfälscher in großer Zahl teilhatten – Rabelais parodierte dieses Klima zu Beginn seines *Gargantua* aufgrund eigener Erfahrung –, ist bei der Quellensuche auch eine gewisse allgemeine Entdeckungsfreude in Rechnung zu stellen. Die einzigartige Grabinschrift für Sancho Avalos, „M. Attilio Regulo proconsole cum secunda legione honoris causa adstante“, geriet nicht in Vergessenheit. Wie immer sie auch entstanden sein mochte, ging sie 1582 in Francesco Sansovinos umfassendes Werk über die Abstammung der italienischen Adelsfamilien ein und wurde ein Jahrhundert später sowohl in Filiberto Campaniles Wappensammlung als auch in Scipione Ammiratos Buch über den neapolitanischen Adel aufgenommen. Ihr wichtigster Verbreiter war der 1597 verstorbene gleichnamige Neffe des großen Aldo Manuzio; eher Gelehrter als Buchdrucker, hatte er sie seiner Inschriftensammlung mit den folgenden Worten beigefügt: „Prope Calagurrim vetustissimum Hispaniae oppidum secus viam publicam marmoreus lapis veteris illius antiquitatis nobile vestigium“.²⁵ Auf die von Pigna 1570 erwähnten Marmortafeln der Este hingegen greift vier Jahre später ganz eindeutig Carlo Sigonio in seiner hochgelehrten *Historiae de Regno Italiae* zurück, wenn er von „Atho“ als dem Stammvater des „genus Marchionum Atestinorum“ spricht.²⁶

Auf dem Weg vom Hersteller zum Benutzer – nicht notwendigerweise handelte es sich dabei um dieselbe Person – konnte eine Fälschung nach und nach an Glaubwürdigkeit gewinnen und damit lange über jeglichen Verdacht erhaben sein. Die angeblich älteste Estenser Marmortafel war so gut gearbeitet, daß sie etliche Jahrhunderte an epigraphischer Kritik unbeschadet überstand und sogar als authentisch in ein Meisterwerk der deutschen Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts, das *Corpus Inscriptionum Latinarum* (XI. 848), einging, bevor sie erst 1990 als Fälschung erkannt wurde.²⁷ Im übrigen muß nicht eigens erwähnt werden, daß einige höchst problematische, schädliche Fälle auf politischer Ebene zu weitreichenden tragischen Ergebnissen führten, und daß es keine Charlatane, sondern herausragende Gelehrte sind, die bisweilen noch heute auch im akademischen Bereich heftig über die Glaubwürdigkeit dieses oder jenes antiken Dokuments streiten. Auf ein Problem im Begriff des Falschen sei jedoch kurz eingegangen, d. h. auf seine Doppeldeutigkeit als Gegensatz zum Authentischen und zum Wahren. Im Kontext einer autoritär-sakralen Idee vom Geschichtsverlauf benutzte man den seit der frühen Neuzeit für notwendig erachteten Quellenverweis, um eine hypothetische Universalwahrheit zu bestätigen, betrachtete ihn jedoch nicht als Beleg für Einzelereignisse, die man aneinanderreicht, um Bruch-

²⁵ Vgl. *Corpus Inscriptionum Latinarum*, 2. 245*.

²⁶ Neu abgedruckt in *Caroli Sigonii Mutinensis Opera Omnia*, Mediolani, in Aedibus Palatinis 1732, Zitat in Sp. 367B.

²⁷ G. L. Gregori, *Genealogie Estensi e falsificazione epigrafica*, in: *Miscellanea di studi archeologici e di antichità*, a cura di F. Rebecchi, IV, Modena 1995, S. 155–207.

stücke einer auf jeden Fall spezifischen, partiellen und nachweisbaren Wahrheit zu rekonstruieren. Die Authentizität einer Quelle gewinnt ihren Wert als Entscheidungsinstanz allein in diesem Zusammenhang, während es im erstgenannten Fall allein darauf ankommt, daß sie die Wahrheit sagt. Wir legen heute Wert auf die Authentizität; die Historiker vor Voltaire hielten sich hingegen zumeist an die andere Vorgehensweise, wie Titus Livius, dessen Name nach all dem, was wir über die Wirkmächtigkeit der genealogischen Kultur gesagt haben, hier nicht überraschen darf.

Das gewachsene Quellenbewußtsein und der erhöhte kritische Geist forderten dementsprechend in den einschlägigen Kontroversen den offenen Widerspruch heraus: in Spanien beispielsweise mit den *tizones*, d. h. den Schriften, in denen die Unreinheit des Blutes angeprangert wurde, und überall mit den Anschuldigungen gegen die Neureichen, die einen Adelstitel anstrebten, ferner im Rahmen dynastischer Auseinandersetzungen und in den Konflikten religiöser Natur zwischen Katholiken und Protestanten.²⁸ Damit war nun aber keineswegs eine skeptische Haltung gegenüber der eigenen Wahrheit verbunden. In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf Wittgensteins Überlegungen zu den mentalen Dispositionen verwiesen, welche die Wahrheitserkenntnis orientierten. Bei einem Streit wird wie im Verlaufe eines Rechtsprozesses die genaue, mißtrauische Verifizierung der Behauptungen des Kontrahenten unnachgiebig eingefordert, doch gegenüber der eigenen Narration gelten weitaus weniger strenge Regeln. Unsere Vorgänger haben diese Differenz nicht nur praktiziert, sondern auch theoretisch untermauert. Claude-François Menestrier, der größte französische Heraldiker und Genealoge im 17. Jahrhundert hat eigens ein Buch geschrieben, in dem er zwischen dem rechtlichen und dem historischen Nachweis der adligen Abkunft unterschied und dabei betonte, daß im zweitgenannten Fall „il est permis de se servir de tous les témoignages que l'on veut“.²⁹

Das vielleicht erhellendste Beispiel zur Gleichzeitigkeit von moderner Kritik und traditioneller Auffassung bietet der Florentiner Vincenzo Borghini, einer der ernsthaftesten und qualifiziertesten italienischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts. Ihm lag fern, unmögliche antike oder moderne Genealogien zu konstruieren. Ganz im Gegenteil: Er kritisierte die *Familiae Romanae* des Numismatikers Fulvio Orsini, weil hier Verbindungen zwischen den frühen Patriziern und den späten plebejischen *gentes* hergestellt wurden, und lehnte, obgleich ein leidenschaftlicher Erforscher Dantes, den alten humanistischen Mythos vom römischen Stammvater der Alighieri ab. Vor allem demolierte er in seinem 1584 posthum erschienenen Traktat *Dell'origine della città di Firenze* die von ihm selbst als „aramäischen Quatsch“ bezeichneten, von zahlreichen toskanischen Schriftstellern übernommenen Torheiten des bereits zitierten

²⁸ Für umfassende Literaturangaben verweise ich auf *L'opération généalogique* (wie Anm. 7).

²⁹ *Les diverses especes de noblesse, et les manieres d'en dresser les Preuves*, par le P. Menestrier, de la Compagnie de Jesus, A Paris, pour T. Amaury, Libraire a Lion, et chez R. J. B. de la Caille 1682, insbesondere S. 158–163.

Fälschers Annius von Viterbo, wonach über Noah/Janus und dessen Nachfahr Herkules Libius, des Gründers von Florenz, Tuszien der Primat im Zivilisationsprozeß gebühre. Der erste Teil von Borghinis stringenter Argumentation könnte auch aus der Feder des entschiedensten Kritikers aus den Reihen unserer Fachkollegen stammen: Wozu in das aramäische Wort *firza* das Stammwort für Florenz hineindeuteln, wenn wir das lateinische *flos, floris* haben? Was hat ferner Noah mit Janus zu tun, wenn doch -iano als Namenssuffix zur Bezeichnung des Landsitzes eines antiken Römers dient? Und dann der Gnadenstoß: es sei doch völlig unsinnig, darüber nachzuspinnen, Florenz sei von Livius Herkules bei dessen Zug durch die Toskana gegründet worden. Denn „Portoercole, che ci è vicino, vogliono i più degli scrittori essere dallo Alcide detto, e non dal Libio: né basta ad abbattere l'autorità de' Greci dire senza altro fondamento, che egli habbiano falsamente attribuito al loro quel che era dell'altro“.³⁰

Tatsächlich ist es schon deshalb lächerlich zu behaupten, Florenz sei von Livius Herkules gegründet worden, weil sich alle maßgeblichen Quellen zum Toskana-Zug in Wirklichkeit auf Alcide Herkules beziehen. Diese Feststellung eines der besten, gelehrtesten und quellenkundigsten Historiker jener Zeit, die im angeschlagenen Ton weitergeht, offenbart, daß die neue Offenheit für die Primärquellen nicht ausreichte, um eine moderne, kritisch begründete Geschichtsschreibung auf den Weg zu bringen. Es sei betont, daß das Beispiel Borghini eine hohe allgemeine Tragweite besitzt: in einem kulturellen Zusammenhang, in dem Herkules' Reisen thematisiert werden, bleibt noch Raum für weitere zahlreiche ‚phantastische‘ Erkenntnisse.

Innerhalb des traditionell-autoritären Wissens dienten die Quellen nur dazu, die hypothetische Wahrheit über die genealogische Dauer und – damit auch – Kontinuität zu erhärten. Und derer waren nicht einmal viele nötig, um jedes einzelne Element zu einer festen Kette zusammenzufügen. Zu Beginn seiner Geschichte der Estenser entschuldigte sich Pigna dafür, daß er „nello spatio di circa mille et ducento anni, che tanto continua la serie di questi Principi senza che la linea sia giamai interrotta“, nicht jeden Aspekt mit dem gebührenden Detailreichtum behandeln könne; nehme er andererseits Abstand von einer ausführlichen Darstellung, d. h. belege er nicht jedes einzelne Ereignis bzw. Abstammungsverhältnis, beraube er „la memoria delle cose passate“.³¹ Und ganz im Geiste eines Titus Livius, ja fast schon mit dessen Worten, rechtfertigte Panvinio die Lücke von 500 Jahren zwischen zwei Marmorinschriften, welche die Beziehung zwischen den Massimo und den Fabi bezeugen sollten, mit folgender Überlegung: das Fehlen von Dokumenten bedeute auf keinen Fall, daß es die Vergangenheit nicht gegeben habe, schon gar nicht in Rom, wo aufgrund der Verwüstungen durch die Barbaren „fere omnia vetusta monumenta interierint“.³²

³⁰ Discorsi di Monsignor Don Vincenzio Borghini, 1. Teil, Firenze 1584, S. 22.

³¹ Historia (wie Anm. 4), S. 2f.

³² Panvinio (wie Anm. 13), S. 587.

Das also meinte Voltaire, als er Guignes, nachdem er ihn öffentlich verspottet hatte, in einem privaten Brief als „doctement absurde“ apostrophierte.³³ Und wir verstehen, daß die Wissenschaften – die Quellen- und Antiquitätskunde, die Philologie – nicht hinreichten, um die moderne Geschichtsschreibung zu begründen. Notwendig war ein Schnitt im Denksystem, und dieser vollzog sich zwischen dem Ende des 17. und dem Beginn des 18. Jahrhunderts mit der Bibelkritik und der nicht weniger wichtigen Dekonstruktion der ersten, mythischen Jahrhunderte der römischen Geschichte, d. h. mit der „Krise des europäischen Bewußtseins“, wie sie im klassischen Buch Paul Hazards so eindrucksvoll beschrieben wird.³⁴ Nur im neuen Theoriegebäude, d. h. im Rahmen einer „philosophischen“ Geschichte, war es möglich, sich von den Mythen einer autoritär-fordernden Vergangenheit zu befreien, die absurd blieb, so sehr man sich auch um gelehrte Beweise bemühte: „En vain nous trouvions“, schreibt Voltaire, „par toutes les médailles des vestiges d’anciennes fêtes célébrées en l’honneur des fables; des temples érigés en leur mémoire; elles n’en étaient pas moins fables“.³⁵ Die phantastischen Genealogien wären niemals verschwunden, hätten die Philologen ihre Schlacht ohne die Hilfe der Philosophen geschlagen. Die Philologie darf man gleich der Tugend im Kampf nicht alleine lassen.

5. Ein in meinen Augen wichtiger Entwicklungsstrang soll hier zumindest erwähnt, wenn auch nicht erschöpfend behandelt werden; er ist um so interessanter, als an ihm der nicht nur akademische Charakter der hier untersuchten Problematik deutlich wird. Die von der Krise des europäischen Bewußtseins ausgelöste intellektuelle Modernisierung markiert zweifellos einen höchst bedeutsamen chronologischen Scheitelpunkt. Andererseits vermag die Entscheidung – im Sinne Wittgensteins – für einen bestimmten Wissenskontext, für eine bestimmte Logik die reinen chronologischen Strukturen zu relativieren. Tatsächlich lehrt uns die Erfahrung, daß der nach den Worten Voltaires so triumphale Sieg der *philosophie* immer brüchig und unsicher war. In diesem Zusammenhang seien zwei Beispiele genannt: das erste betrifft unsere Rolle als akademische Historiker und besitzt daher nur ein begrenztes, wenn auch durchaus spürbares Gewicht; das zweite berührt ein unermeßliches Problemfeld.

Wie bereits gezeigt, löste nicht nur die biblische Philologie die Krise der *Historia Salutis* aus. Da ihre universalistische Weltsicht auch die Übernahme und Harmonisierung der heidnischen Geschichte umfaßte, wurde auch deren archaischer Teil einer grundlegenden Revision unterzogen, so daß man seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts über die „incertitude“ der ersten vier (Jean-Louis Levesque de Pouilly, 1722)

33 Voltaire, *Correspondance*, vol. V, Paris 1980, S. 1045.

34 P. Hazard, *La crise de la conscience européenne*, Paris 1935.

35 Voltaire, *Essai sur les moeurs*, éd. R. Pomeau, Paris 1990, vol. II, S. 951f.

bzw. sogar fünf (Louis de Beaufort, 1738) Jahrhunderte der Geschichte Roms sprach.³⁶ Goethe sah in dieser Dekonstruktion des Mythos einen schmerzhaften Ausdörrungsprozess: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer solch ärmlichen Wahrheit!“.³⁷ Er wäre noch untröstlicher, wenn er die verheerenden Bücher der positivistischen Historiker vom Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts hätte lesen können, doch heute wäre er wieder zufrieden.

Denn seit einigen Jahrzehnten findet die traditionelle Sicht auf das archaische Rom erneut großen Zuspruch, d. h. die feierlich-erhabene Narration eines Livius, und zuweilen greift man dabei auch mutig auf das wenig würdevolle, detailreiche Geschwätz eines Dionysios von Halikarnassos zurück, der – um nur ein Beispiel zu nennen – soweit ging, uns über Romulus’ und Remus’ Schulbesuch in Gabius zu unterrichten (1. 84. 5).³⁸ Das wirklich gigantische, ernste Problem berührt nicht nur unsere Kenntnisse und Anschauungen von den Ursprüngen Roms, sondern wirft auch eine entscheidende Methodenfrage auf. Die Rehabilitierung der Wahrheit der ältesten römischen Geschichte beruht nicht nur auf einem Akt des Glaubens an Livius oder Dionysios, sondern auch auf dem Fund archäologischer Zeugnisse, die den alten mythischen Erzählungen neuen Gehalt gegeben haben, angefangen beim *lapis Satricanus*, der in Goethe die Lust am Fabulieren über Publius Valerius Publicola und die frühe Republik geweckt hätte, bis zu Romulus’ Mauer. Interessant ist, daß der Erkenntnisrahmen und die Argumentationsmuster hier genau dieselben sind, die für die frühneuzeitlichen Gelehrten charakteristisch waren: die Primärquellen – die Ausgrabungsfunde – werden nicht als Einzeldaten genutzt, um spezifische Fragestellungen zu untersuchen, sondern dienen dazu, die hypothetische bzw. eingeforderte Glaubwürdigkeit eines von den antiken Historikern entwickelten komplexen traditionellen Narrationsstranges zu untermauern. Als Nichtfachmann berufe ich mich bei meiner Einschätzung auf skeptische Kenner der Materie, die weniger die Ergebnisse, sondern schon den Ansatz ihrer Kollegen, die jenen Weg bevorzugen, systematisch hinterfragen.³⁹ Ohne nun ein Werturteil fällen zu wollen, drückt sich in dieser

36 Vgl. M. Sartori, La „incertitude“ dei primi secoli di Roma ed il metodo storico nella prima metà del Settecento, in: *Clio* 18 (1982), S. 7–35.

37 Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, Bd. 24, hg. von E. Beutler, München-Zürich 1976, S. 162.

38 Vgl. dazu beispielhaft E. Peruzzi, Romolo e le lettere greche, in: Ders., *Origini di Roma*, Bd. II: *Le lettere*, Bologna 1973, S. 9–53.

39 C. Ampolo, *Le origini di Roma rivisitate*, in: *Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Classe di Lettere e Filosofia Serie 5* (2013), S. 217–284. Seine Polemik richtet sich vor allem gegen A. Carandini, einem Exponenten dieser Linie, von dem hier zumindest der Titel *La nascita di Roma*, deutsche Übersetzung: *Die Geburt Roms*, Düsseldorf 2002, zitiert sei.

Tendenz ungeachtet von Voltaires Ansichten eine an Livius orientierte Geisteshaltung aus.

Hochwichtig ist die Frage des Nationalismus, die einer weiteren Niederlage für Voltaire und seine kritisch-rationale Vernunft (sowie seinen klugen Kosmopolitismus) gleichkommt. Ich maße mir selbstverständlich nicht an, den Nationalismus in wenigen Sätzen abzuhandeln, möchte das Thema jedoch ansprechen, weil es eindeutig mit den phantastischen Genealogien verknüpft ist. Alle nationalistischen Ideologien, die in Europa seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sind, hoben auf die historische Komponente im Identitätsbewußtsein und in der Legitimierung der Existenz eines Volkes mit dem dazugehörigen Territorium ab. Das geschah selbstverständlich auf unterschiedliche Art und Weise, denn die jeweiligen Kulturen und politischen Einrichtungen beeinflussten in je verschiedenem Modus und Umfang die Entwicklung von entschieden emotional und irrational geprägten Diskursen. Es zeichnete aber die romantische Kultur in ganz Europa aus, daß sie nicht die Entscheidungsfreiheit der Gegenwart bei der Gestaltung der Zukunft, sondern das ‚natürliche‘ Erbe der Vergangenheit in den Mittelpunkt der politischen Debatten stellte. Insgesamt handelte es sich dabei um einen Prozeß, der die Werte der *polis* oder der *respublica* durch diejenigen der Geburtsgemeinschaft ersetzte. Wie eine einschlägige Studie überzeugend herausgearbeitet hat, ergab sich daraus die entscheidende epistemologische Konsequenz, daß man den aufklärerischen Skeptizismus als eine Form von Respektlosigkeit, wenn nicht von Verrat betrachtete und von ihm deshalb Abstand nahm; alle Toten wurden nun als Märtyrer geehrt, alle Gräber als Heiligenschreine verehrt, jedes Objekt erschien als Arkanum und jedes alte Wort wurde wie ein wertvolles Erbe gehandelt.⁴⁰

So konnte es geschehen, daß man auf dem Höhepunkt der Romantik Texte und Dokumente ‚erfand‘ (fand oder fabrizierte), auf deren Grundlage sich Geschichten schreiben ließen, die aus der Perspektive der *longue durée* von den entferntesten Epochen aus die Kontinuitätslinien einer gemeinsamen Vergangenheit herausfilterten; dazu gehörte die Sakralität der vaterländischen Traditionen, die Unanfechtbarkeit der von allen geteilten Überzeugungen, und selbstverständlich die genetische Kohäsion der Bevölkerung. Es handelte sich dabei um rein genealogische Operationen im weitesten und vollständigsten Wortsinn, der auch regelrechte individuelle und Familiengenealogien einschloß, so mit Blick auf Ossian, „the last of the race of Fingal“, auf Llywarch Hen, dem Fürsten der „Cumbrian Britons“, und dessen walisische Ursprünge, auf die walachischen und moldawischen Adligen, die sich an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert an den Aufbau einer neuen rumänischen Identität machten; viele andere Fälle ließen sich noch nennen. Zwischen diesen Operationen und den phantastischen frühneuzeitlichen Genealogien besteht nicht nur eine oberflächliche Ähnlichkeit, sondern eine innere intellektuelle Übereinstimmung.

⁴⁰ M. Thom, *Republics, nations and tribes*, London-New York 1995.

Sie zeigt sich nicht so sehr an den Inhalten, sondern vor allem an der eklatanten, in gewisser Weise verblüffenden Identität ihrer (pseudo)gelehrten Verfahrensweisen und argumentativen Praktiken: am Wahrheitspostulat, an der Unbestreitbarkeit des Quellenzeugnisses, der Bedeutungslosigkeit der chronologischen Leerstellen und der Unzulässigkeit des Zweifels unter der erkenntnistheoretischen Prämisse der Vermutung.

Das wichtige und komplexe Thema verdiente eine vertiefte, allseitige Untersuchung.⁴¹ Eine vorläufige Bemerkung sollte jedoch möglich sein. Das beeindruckende und nützliche Buch, das gezielt und mit dem Anspruch auf Vollständigkeit die Rolle der Geschichte bei der Entwicklung der nationalen Identitäten in Europa vom 18. Jahrhundert bis heute untersucht, blendet das Thema der inhaltlichen und methodologischen Neuaufgabe der phantastischen Genealogien völlig aus und führt damit zu einer Überbetonung der Rolle, die der Liberalismus im Nationalismus der Romantik spielte.⁴² Ich gehe davon aus, daß sich diese Akzentuierung neu überdenken und auf ihr rechtes Maß zurückführen läßt, wenn die Verknüpfung zwischen den alten und neuen Genealogien der *gentes*, Familien und Nationen, die reaktionäre Implikationen in sich birgt, angemessen reflektiert wird. Auf diese Weise gewinnen die Sarkasmen eines Voltaire über die genealogische Geschichte neue Aktualität und Notwendigkeit: Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer.

⁴¹ Vgl. nun R. Bizzocchi/E. Irace, *Mythical ancestry, genealogy and nationalism between the XVIII and XIX century* (im Druck).

⁴² A.-M. Thiesse, *La création des identités nationales en Europe XVIIIe–XXe siècle*, Paris 1999. In die entgegengesetzte Richtung geht das nicht nur mit Blick auf Italien innovative Buch von A. M. Banti, *La nazione del Risorgimento. Parentela, santità e onore alle origini dell'Italia unita*, Torino 2000.